

W I E N E R
digitale
R E V U E

Zeitschrift für Germanistik und Gegenwart

Roland Berbig

Ilse Aichingers Tagesaufzeichnungen

DOI: 10.25365/wdr-01-02-02

Lizenz:

For this publication, a Creative Commons Attribution 4.0 International license has been granted by the author(s), who retain full copyright.

Ilse Aichingers Tagesaufzeichnungen

1

- 1 Gewissheiten müssen kaum ausgesprochen werden. Zu diesen Gewissheiten gehört die Tatsache, dass die Gattung ‚Tagebuch‘ keinen Nenner hat, auf den sie passt. An Versuchen, ihn zu finden, fehlt es nicht, an Verfehltem ebenso wenig (vgl. Schönborn 2007). Die Frage, welchen Sinn eine solche Suche hat, stellt sich in der Regel zu spät. Sie hat keinen. Allgemeine Sachverhalte wie etwa der Hinweis auf Datum oder Jahr, auf Zeitgebundenheit und Ortsbezug, auf Autobiographisches im Gewand diaristischer Einbettung mögen es treffen, aber sie treffen in kein nennenswertes Ziel. Nichts spiegelt das Fragwürdige, einen Menschen als ungeteilte Ganzheit zu begreifen, eindringlicher als die zersplitterte Welt von Aufzeichnungsformen, die er hinterlässt.
- 2 Ilse Aichinger, kaum geneigt, dem Leben, das sie führte, willentlich Ordnungsstreben einzuziehen, hat kein in sich geschlossenes Tagebuchwerk hinterlassen. Das eigene Dasein beglaubigt zu sehen durch einen Strom wiederkehrender Formeln und Formulierungen, unterlag früh Zweifeln – Zweifel, die sich bei jeder Probe aufs Exempel zu bestätigen schienen. In ein bürgerliches Leben geboren, erfuhr sie dessen Demontage erst in leiser Beiläufigkeit, dann in einem eruptiven, gewaltsamen Schub – erst die scheiternde Ehe der Eltern, dann die räumliche und emotionale Trennung vom Vater, endlich einen bis zur enthemmten Mordlust sich steigernden Antisemitismus deutsch-österreichischer Prägung. Statt Lebensphasen existentielle Daseinsschnitte: Trennung von der Zwillingsschwester, die auf einem der letzten Quäkerschiffe nach England emigriert, radikales Berufsverbot der jüdischen Mutter, die nur überlebt, weil die Tochter ‚Halbjüdin‘ war, Studien- und Ausbildungsverbot bei hoher Begabung, eine Wohnung in unmittelbarer Nachbarschaft zur Gestapo und im Wiener Nachkrieg kein Aufatmen, sondern Fortsetzung der Kränkungs- und Erniedrigungsgeschichte. Zu viele Schreckensbilder von Tod und Sterben führten zum Abbruch des Medizinstudiums und zur Entscheidung, mit einem Schreiben, das Ende der dreißiger Jahre begonnen hatte, den Lebensunterhalt zu bestreiten (vgl. Reichensperger 1991 und Berbig/Markus 2007).
- 3 Dieses Werden mit seinen Reißspuren und Glättungsmühen hat, dennoch oder deshalb, eine breite Spur diaristischer Notierungen in Aichingers schriftstellerischen Hinterlassenschaft gelegt – facetten- und formreiche Aufzeichnungen, die sich in wenig gleichen und doch alle das Gleiche wollten: in diesem Leben das oder doch wenigstens ein Wort finden, um es auszuhalten. Die Zwecke, von denen sie bestimmt waren, wechselten wie der Charakter der Notierungen, die sie zu erfüllen suchten (vgl. Berbig 2010). So abweichend die Notierungsprofile waren, so entschieden unterlagen sie den Zeiten, die sie prägten. Chronos dirigierte, und er dirigierte auch dort, wo das Schreiben gegen ihn rebellierte. Sein Dirigat war keine Regentschaft. Aichinger, so scheint es, gab einem sich aufdrängenden Notieren nach und griff gegebenenfalls, aber eher ausnahmsweise im Nachgang in das Notierte ein, um ihm literarische – und das hieß für sie druckreife – Gestalt zu geben. Ein Unterwerfen war das nicht, so kraftvoll die äußeren Umstände auch wirkten. Ihre Entscheidung, dass zu Lebzeiten ihre Tagebücher, außer im Kontext wissenschaftlicher Studien, nicht als Einzelpublikation veröffentlicht werden durften, ist bezeichnend.¹

Ihnen billigte sie keinen Werkrang zu. Was sie auf diese Weise niederschrieb, blieb ihr, weitgehend, Beiwerk. Nun, nach ihrem Tod, ist es angezeigt, diesem Beiwerk die Aufmerksamkeit zu schenken, die ihm gebührt. Wie waren die lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen beschaffen, wie ihre Wechsel in Form, wie in Inhalt?

- 4 Der Versuch, Übersicht zu gewinnen, kristallisiert Phasen heraus. Ihr biographischer Grund war der Boden, auf dem sie standen und entstanden, aber vielleicht nicht ihr letzter und eigentlicher Beweggrund. Das bedarf der Prüfung. Wie es der Prüfung bedarf, ob das Ich jeweils ein autobiographisches ist oder ob es sich aus dieser Klammer löst ins Literarische hinein. Schon die erste Prüfung ergibt: Das in Erscheinung tretende und nach einer Stimme suchende Ich ist kein homogenes oder statisches Gebilde. Seine Abweichungen sind Zeichen eines Lebens, dessen Grundimpuls und Grundnot das Abweichen vom Normalen und Normativen ist. Von „geltungsbedürftige[m] Seelenstrip[]“ (Holm 2008: 10), der Zeugnisse der Gattung in jüngerer (aber auch älterer) Zeit prägt, fehlt sich in diesen Notierungen jede, aber auch jede Spur.

2

- 5 Aichinger habe, hieß es eben, dem Diarium keinen Platz innerhalb des Werks eingeräumt. Das ist eine These, sie ist zu prüfen. Stimmt sie? Hält sie stand vor einer Gesamtschau ihrer Texte, die in Kalendern, Notizbüchern und Diarien niedergeschrieben und überliefert sind und ihren frühesten Ort in Schulklassen fanden – ja, vielleicht ursächlich mit Schulung zu tun haben: angesiedelt 1938 mit der „Heimführung Österreichs“² ins Deutsche Reich. Mit dem erzwungenen Schulende setzte eine Selbstschulung ein. Der Übergang ist signifikant, er hat sich in die überlieferten Dokumente eingeschrieben, sichtbar, prüfbar. Nicht dafür gedacht, veröffentlicht zu werden, kamen diese Aufzeichnungen, übergeben von Aichinger selbst, als Teil ihres Vorlasses ins Deutsche Literaturarchiv. Die Verfasserin hatte sie über ein langes Leben aufbewahrt, sie waren Teil ihrer Schreibwahrheit, vielleicht deren Grund.
- 6 Die frühesten Aufzeichnungen datieren auf das Jahr 1938. Wenige Monate nach dem Handstreich, mit dem sich – unter dem Jubel großer Teile der Bevölkerung – die deutsche Regierung den Nachbarstaat einverleibt hatte, beginnt Aichinger mit Notizen, die der eigenen Existenz galten. Das Schülerin-Dasein scheint noch durch, die Geborgenheit einer katholischen Lehranstalt wird beschworen, ein „Gott“ waltet über Wien, „[...] der alten Stadt, die ihren Zauber erst verlieren wird, wenn sie selbst nicht mehr ist – –“ (Aichinger 2010: 18, 22. Dezember 1938). Sie schreibend zu bannen, offenbar Initialimpuls, obwohl oder weil deren Ende gewiss und verkündet ist: „Nur eines will ich festhalten, wie mein größtes Kleinod, das Andenken an diese Zeit, die versunken ist, das Andenken besonders an diese letzte Zeit, an mein letztes Schuljahr, von dem ich nicht ahnte, daß es mein letztes werden sollte.“ (Ebd., undat. Eintrag, nach 23. Juli 1939.) Aichingers Tagebuch-Ansatz ist narrativ. Erzählung strukturiert ihn, auf Erzähltes hin ist er angelegt. Er liest sich wie der Auftakt zu (kindlichen) Lebenserinnerungen. Ein Gewesensein führt die Feder, und die Schreiberin vertraut darauf, dass ihr Sein erzählbar sei – gleichsam wie ein Aufsatzthema, gestellt im Deutschunterricht. Sie streicht ihr Haar noch einmal rasch über das Ohr und beginnt mit konzentriertem Eifer in ordentlicher Schrift niederzuschreiben, was sich ordentlich niederschreiben lässt. Nicht zufällig liegen diese Blätter neben Schularbeiten über „Napoleon“ oder einer „Strom“-Beschreibung: als seien sie Verwandtes, als seien sie daraus erwachsen. Und sie sind es. Die Grenze ist fließend, und sie zerfließt gegen den Willen der Schreibenden. Doch dieser Siebzehnjährigen, die an Bonaparte das Menschliche als das eigentlich Große und als Norm für Normalität herausstreicht, wird mit jedem Tag entzogen, was jene

Normalität gewährt. Der Aufsatzton, der auf ein „schön, Ilse“ der Lehrerin hofft, stockt, er bricht ab, nimmt neue Anläufe und kapituliert. Die Schülerin, die sich als Teil einer Gemeinschaft versteht, der ihr Erzählen gilt, erkennt:

Aus Gegensätzen bin ich entstanden. Meine Eltern sind rassistisch und dem Charakter nach Gegensätze. Und daraus wurden zwei ganz Gleiche, Zwillinge, die wieder Gegensätze sind. Ein dreifach großes Leid beherrscht mein Leben: der Gegensatz zwischen meinen Eltern, der Gegensatz in mir, der Gegensatz zu meiner Umgebung. (Aichinger 2010: 23)³

- 7 Erst nach dieser „Selbstanalyse“ (Holm 2008: 11) beginnt Aichinger mit dem Datieren. „13. IX. 1938 / [...] Meine Lage verstehen, kann niemand.“ (Aichinger 1938) Der Verlust an ‚Vollwertigkeit‘ datiert – konkret wie symbolisch – Lebensgeschichte. Sein Begreifen öffnet ein Rechnungsbuch. In ihm wird auf- und abgerechnet – in Heller und Pfennig. Gezahlt wird mit Lebenstagen, eine Währung, unverzinsbar, einmal ausgegeben, ist sie verloren für immer. In dieser Phase des sich konturierenden Diariums ist an Gewinn nicht zu denken, das Ich „kann nicht sterben und nicht leben“, es ist „so müd und allein / so erbärmlich und schwach [...]“ (Aichinger 1938: 7. November)
- 8 Was sich vollzieht auf diesen Seiten, die einer eigenen Chronologie gehorchen, deren Chronik sich nicht am Kalendarium misst und deren „Intervalle“ (Oesterle 2008: 100) ohne erkennbares Prinzip auskommen, ist ein Selbstverlust: „Ich bin überhaupt nicht mehr ich“ (zit. n. Berbig 2010: 29). Das steht unter dem 29. Dezember 1940. Die Schwedenbrücke ist noch die Schwedenbrücke, die Großmutter lebt noch, die Familie auch – aber dem Tagebuch ‚gehen‘ die Worte aus, die Diaristin kann „den Ausdruck [...] für das“, was in ihr vorgeht, nicht mehr „finden“ (Aichinger 2010: 29, Eintrag: 30. Mai 1941). Das Tagebuch bricht ab. Es versagt und ist dienstbar länger nicht. Nichts schließt die Lücken, die der Abbruch hinterlässt.

3

- 9 Das Tagebuch-Prädikat „ungefiltert und authentisch“ (Tarvas 2007: 252), von dem Mari Tarvas spricht, beanspruchen die Einträge jenes kleinen, braunfarbenen Lederbandes nicht, das im Archiv diesen frühen Tagesnotizen (in gebundener Form wie auf Einzelblättern) beigeordnet ist. Zögen sich nicht Datierungen durch den Band, die auf dem ersten Blatt mit dem 1. Januar 1944 beginnen und auf dem letzten mit dem 19. Oktober 1945 enden, verführten die versammelten Texte dazu, von einem Manuskriptband mit Erzählungsentwürfen zu sprechen. Drei Texte aus diesem Band sind 2007 veröffentlicht worden (Aichinger 2007), Interpretationen, soweit sich sehen lässt, fehlen. Unter dem 18. Februar 1945 berichtet eine Ich-Erzählerin von einer Schiffsfahrt mit ihrer Mutter: „Wir sind Auswanderer!“ Aber schon bald wird deutlich, dass sich jenes „Zwischendeck“ nicht auf einem Schiff, sondern „in den Katakomben unter den uralten Häusern von Wien“ befindet und dass „das Meer nur in unseren Träumen rauscht und unser einziger Hafen die unbestimmte Hoffnung ist – zu überleben ...“. Jener hochgestimmte Ruf „Wir sind Auswanderer!“ jubelt nicht über Wind und Wellen, er dringt aus den Tiefen eines Luftschutzkellers. Die Sirenen künden von anfliegenden Bombern und verkünden nicht eine visionierte „Abfahrt!“. Doch was sich als Erzählung gibt, ist Seelenspiegelbild der Erzählenden. Wenn sie von der Kraft ihrer Lächeln spricht und das Leuchten ihrer Gesichter als „demütige Gelassenheit der Auswanderer“ zeichnet, dann bricht sie sogleich vom Narrativ in die Innenschau, deren Ferment „Glaube“ und „Hoffnung“ sind mit der „Sehnsucht“ als „Leuchtturm“ (Aichinger 2007: 16, 18. Februar). In einer Wiener Chronik wird für den 18. Februar 1945 festgehalten:

„Der höllische Luftballon“ heißt die Kindervorstellung in der Wiener Marionettenbühne Währinger Straße 12. – Die Wintermantel-Austauschstelle in der Stiftgasse wird geschlossen. – Schon den dritten Tag gibt es mehrstündigen Fliegeralarm, den die Menschen in Kellern verbringen müssen, aber es fallen keine Bomben. (o. N., Wien im Rückblick)

- 10 Diesen Fakten des Tages begegnet der Tageseintrag mit Fiktion, mühevoll und bemüht. Bemüht vor allem, dem Tag mit seinen grenzenlosen Zumutungen durch eine entgrenzende Phantasie zu begegnen. Die Erniedrigung der Ausgelieferten kontert die Erhöhung einer Auswandernden. Die an genau diesem Tag schreibt, schreibt sich aus dem Tag heraus, sie ist Chronist und Utopistin in jedem Federzug. Das Tagesdatum fixiert das Dasein und hat Teil an dessen Fiktionalisierung.
- 11 Diese Aufzeichnungen im Büchlein (mit Blatteinlagen) zwischen 1944⁴ und 1945 schreiten Schreibwege aus. Ihr erster Satz am ersten Tag des Jahres 1944 ist ein Konditionalsatz. Sein Satzcharakter verbirgt die Balance, auf die dieses datierte Schreiben hinausläuft, nicht, legt sie aber auch nicht bloß: „Wenn man das Schweigen lernen will – muß man sehr vorsichtig werden mit Worten.“ (Aichinger 2010: 31, Eintrag: 1. Januar 1944) Jeder Satz zielt auf Selbstkonditionierung, die Schreibende vereint in sich Erzieherin und Zögling. Viermal heißt es „Man muß lernen“, den Konturen des Daseins, die gezeichnet werden, unterliegt dieser Zweck. Die Anstrengung des Schreibens zielt auf Lebensstrenge. Freude erwächst aus Pflicht, die eigene Ertüchtigung schließt Selbstzüchtigung nicht aus. Alle Einträge sind datiert, jeder scheint auf eigene Weise verschlüsselt, ihr General ist „Gott“, die Entschlüsselung Sache Gleichgesinnter. Gegenüber dem österreichischen Nationalsozialismus, der alle Wien-Wahrnehmung okkupiert und brutal in Sprache und Sprechen eindringt, wird der Boden verweigert, auf dem das eigene Schreiben steht: Er ist von katholischer und kindlicher Denkungsart, frei von allem Kindischen. Je häufiger man diese Einträge liest, umso konturenschärfer erscheint die Realität⁵ und umso alternativ- und auswegloser die eingeschlagenen Fluchtwege. Je schreckensvoller die Doppelbedrohung von Krieg und Konzentrationslager wird, umso unerschrockener tritt der Schreibmut auf, Gegenbilder zu erzeugen – ja zu inszenieren. Der Tageseintrag am 13. Februar [1945] hebt an:

13. Febr.

Da bin ich Sonntag mit der Mutti nach Zakopane gefahren!

„Zakopane!“ – sag es einmal ganz langsam!

Spürst Du – es schmeckt nach Schneeflocken – nach bunten, slawischen Röcken und nach Frieden!

– – –

Spürst Du's?

Es liegt mitten in der polnischen Tatra!

Höhenluftkurort – [...]

- 12 Und er schließt:

[...]

Doch – – – wem erzähl ich das alles?

Hörst Du mir zu? – – – Du Fremder?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nicht – ob Du's noch hörst – wenn ich's Dir jetzt leise sag' – ganz leise – – – daß wir nur im Panoptikum waren – Mutti und ich – in dem kleinen, dunklen mit den runden Gucklöchern – das ganz zufällig noch stehengeblieben ist – zwischen den klaffenden – zerborstenen Mauern – – – ich weiß

nicht – ob Du enttäuscht bist – Du Fremder –, daß wir gar nicht wirklich im Wassel waren und bei der heiligen Jadwiga – – – doch – – – jetzt lächelst Du und schüttelst leise den Kopf – – – ach – jetzt erkenn ich Dich:

Du bist die Sehnsucht der Welt! –

Und Du glaubst mir mein Märchen – weil es aus der Wirklichkeit des blutenden Herzens kommt:

– Am Sonntag – da bin ich mit der Mutti nach Zakopane gefahren! (Aichinger 1945: 13. Februar)

- 13 Die Diaristin setzt ihr Erzählen in Szene. Dafür benötigt sie ein Inventar, das sie der eigenen Wirklichkeit entnimmt, ohne es darauf zu verpflichten. Deren Darstellung bleibt Beiwerk. Es besorgt, zusammen mit anderen Versatzstücken, den chronikalischen Teil, wie das Ich aufgeht in einem latent autobiographischen und einem evident selbsttherapeutischen. In das latent Autobiographische fließt Aichingers Erfahrung als „Donnerstagskind“ ein.⁶ „Donnerstagskinder“, das war ein Kreis junger katholischer Frauen jüdischer Herkunft, die von der „Erzbischöflichen Hilfsstelle für nicht-arische Katholiken“ und dort vor allem von Pater Ludger Born betreut wurden.⁷ Anders als der Text, den Aichinger Mitte der sechziger Jahre über diese Hilfsstelle schrieb (vgl. Aichinger 1987),⁸ gleicht dieses Diarium einem Psychogramm. Seine Chronik dokumentiert in Bildern seelische Schwingungen eines konkreten Tages. Was zählt, liegt hinter dem Text, der erzählt. Die Absicht eines solchen Verdichtens führt zum Dichten, es ist Überlebensvehikel und Existenzgrund. Als Existenzbegründung hält es nicht her, wie die literarische Oberfläche, die die Schreibende, behutsam experimentierend,⁹ herstellt, nur begrenzt Halt bot. Jene angedeutete Selbsttherapie gerät am Ende in einen nicht aufzulösenden Zwiespalt: Hier ein Einzelblatt, datiert auf den 28. April 1944 – an diesem Tag wurden 80 Menschen aus Wien deportiert¹⁰ –, mit diesem Selbstbild:

Und wenn auch in meinen Träumen über die Schwedenbrücke unentwegt Lastwagen mit verlorenen Menschen rollen werden – seit damals, so laufe ich doch mit offenem Haar und einem wilden glücklichen Gesicht über sie hinweg und meine Augen strahlen über die hellgrünen, zitternden Pappeln hin zu den blauen, dämmrigen Berge.

Und nun sagt es [„das brennende, tiefe Leben“ – R. B.] nicht mehr Zukunft, nicht mehr Vergangenheit und nicht mehr Gegenwart, nicht mehr Traum, nicht mehr Erinnerung und nicht mehr Körper. Nun ist es Ewigkeit geworden, dieses Leben und diese Stadt. Und alle, die ich liebe und jemals lieben werde, stehen auf der windigen, verlassenem Brücke neben mir und wenn ich jetzt sterben müßte, so hätt ich trotzdem mein ganzes Leben in diesem einen Augenblick schon gelebt und wenn ich jetzt leben darf, will ich nur mehr lieben und danken für das Wunder dieser durchkämpften, zitternden Jugend auf der Brücke zu Gott! (Aichinger 1944, zit. n. Fässler 2011: 70 f.)

- 14 Und dort der letzte Eintrag vor Kriegsende, geprägt von größter Müdigkeit, das Ich verwandelt in „man“ und ein zweimaliges „ich möchte sterben“:

Man stolpert über Trümmer – Staub und Glas, hält seine Kappe mühsam mit beiden Händen fest – und starrt mit schmalen Augen in die Sonne.

Man geht vormittags in den Bunker – dreht den kleinen, falschen Ring auf die verkehrte Seite und murmelt: „ich bin leider in anderen Umständen“ – wenn man Platz machen soll. Man ist schon zu müde – um anständig zu sein.

[...]

wenn man auch nicht mehr die Kraft hätte – eine halbe Seite Tagebuch zu schreiben – so glaubt man doch mit seinem ganzen wilden, müden Herzen an – – ich bin doch zu müde! Lieben nicht! ich möchte sterben – oder ans (Aichinger 1945: 25. März)

- 15 An dieser Stelle bricht die Diaristin ab. Die nächste Doppelseite bleibt unbeschrieben.
- 16 Lebenseuphorie¹¹, Sterbensmüdigkeit, sie trennten, obgleich unvermittelt, kein Abgrund. Vielmehr waren sie der Grund, der über Fortleben entschied. Und sie sichern diesem Diarium Homogenität im Unvereinbaren. Dieses Dach schert sich nicht um Gattungsreinheit und ermöglicht gerade deshalb Innovatives. Ohne Absicht, abgekapselt, markt- und medienfern.
- 17 Erst am 20. Mai 1945 folgte der nächste Eintrag: „Verwundbar und unsicher geworden bis ins Tiefste [...]“, mit „Berufung“, „Schicksal“ und „Begründung meines Lebens“ hantierend, getragen vom Wunsch nach der Kraft, „der Mensch zu werden, der ich sein soll!“ Da war über ein Monat vergangen. Sowjetische Truppen hatten Wien besetzt, eine weiße Flagge war eigenmächtig auf dem Stephansdom, den die Nazis am liebsten gesprengt hätten, gehisst worden, und der deutsche Propagandaminister Josef Goebbels hatte in sein Tagebuch notiert: „Der Führer hat die Wiener schon richtig erkannt. Sie stellen ein widerwärtiges Pack dar, aus einer Mischung zwischen Polen, Tschechen, Juden und Deutschen.“ (Goebbels 1995 [1945], 692) Von den 200 000 Juden in Wien im März 1938 hatten 5 243 überlebt. Davongekommen, wie es hieß (vgl. Aichinger 1944).¹²
- 18 Das Tagebuch verstummt, sichtbar. Nach dem Mai-Eintrag ein letzter Versuch im Befreiungsjahr 1945:
19. Oktober 1945.
Ich soll sezieren, ich habe heute die Leiche von einem Gehängten gesehen.
Es ist mir gleichgültig, was ich tue.
Aber verbrennen will ich! Bitte! (Aichinger 1945: 19. Oktober)
- 19 Das Verstummen hielt an, fünf Jahre – getrennt durch unbeschriebene Blätter, ein Zeitsprung, ein Zeitriss auch visuell. In diesem Jahrfünft war Aichinger zur öffentlichen Autorin geworden. Das Tagebuch blieb dabei offen liegen. Der Ton, den die diaristische Mischung 1943–45 erzeugt hatte, er klang fort – und sein Laut war am deutlichsten vernehmbar in Aichingers erstem und einzigem Roman *Die größere Hoffnung* (1948). Dieses Buch, so will der flüchtige Blick nur, degradiert jenes Diarium in eine literarische Werkstatt. Es lag anders, wir wissen es.

4

- 20 In dem 1987 erschienenen Band *Kleist, Moos, Fasane* hat Aichinger „Aufzeichnungen 1950–1985“ aufgenommen. Wer mit Einblicken in den Lebensalltag rechnete, sah sich enttäuscht. Der gewählte Gattungsbegriff – Aufzeichnungen – trifft, nüchtern, die Sache, für die er steht, und er steht nicht für Autobiographisches. Aufgezeichnet sind nicht Daseins-, sondern Denkspuren oder, anders gewendet: Die Notate haben aufgezeichnet, wie sich Dasein in Denken verwandelt und wie daraus ein Gedanke erwächst. Er allein rechtfertigt die Niederschrift, er allein sein Öffentlichmachen. Kein Bezug auf Tagebuch wird hergestellt.

21 Anders in der achtbändigen Taschenbuchausgabe von 1991, die Richard Reichensperger, unterstützt von der Autorin, zusammengestellt hat. Reichensperger, ein hochgebildeter Journalist, aber kein ausgebildeter Editor, begnügte sich mit spartanischen Quellenbelegen, auch bei jenen „Aufzeichnungen“. Er beließ es bei der bibliographischen Angabe der Erstveröffentlichung in Buchform, fügte allerdings, offenbar von der ihn unterstützenden Autorin unterrichtet, den Entstehungshinweis „Tagebücher 1950–1985“ (Aichinger 1991a: 120) hinzu. Eine schreibgeschichtliche Brücke war geschlagen, ein Zusammenhang bezeugt. Die Frage, wie sich die gedruckten Notate zu ihrer ursprünglichen Notierung verhielten, stand im Raum, die für die Antwort nötige Quelle aber noch nicht zur Verfügung.¹³ Im seit geraumer Zeit zugänglichen Vor-, dann Nachlass Aichingers hat sich das Tagebuch gefunden, in schwarzem Einband und mit dem 10. Oktober¹⁴ beginnend. Die letzte beschriebene Seite trägt das Datum des 18. Oktobers 1985. Die Blätter des Bandes sind unpaginiert, die Notierungen in Blei verfasst, alle Einträge datiert. Was nun enthalten sie? Und wie steht das, was sie enthalten, zum Gedruckten?

22 Stichproben müssen reichen, aber für die in Rede stehenden Zwecke reichen sie. Das erste, was auffällt: In den „Aufzeichnungen“ hat Aichinger alle konkreten Tagesdaten getilgt und eine Gruppierung nach Jahren vorgenommen. Was an einen konkreten Tag gebunden war, steht nun für ein Jahr. „1950“ etwa – und damit die „Aufzeichnungen“ überhaupt – beginnt mit:

1950

Ein Band Metall, das, zum Reifen gebogen, so lange Widerstand leistet, bis es gelötet ist. In diesem Moment, in dem des äußersten Widerstands, erhält es seine gelassenste, seine selbstverständlichste Form, in der äußersten Spannung die äußerste Gelöstheit. Und nur in ihr. (Aichinger 1991b: 43)

23 Im Tagebuch steht diese Passage unter dem 15. Oktober, auf der dritten Seite (von zwölf für dieses Jahr). Bricht der Absatz im Druck nach diesen drei Sätzen ab, folgen im Tagebuch sechs weitere:

Wer würde einen Kreis nicht als beruhigt empfinden, wenn erst die Lötstellen an den beiden Enden zueinandergefunden haben [...]. Es wäre auch keine Schande, wenn sie mittlerweile sichtbar bliebe. Es mindert nichts, wo Kraft und Ergebenheit einander die Waage halten. ~~Nur wenn~~ Solange nicht eines davon überwiegt. Dabei halte ich das Überwiegen der Ergebenheit für das Ärgere, ~~wo die~~ wenn die Kraft nicht ausreicht. Der zerschnittene Reifen muß springen! (Aichinger 1950, 15. Oktober)

24 Ein Kriterium für das, was herausgelöst wurde, hieß Komprimierung. Der dreimalige Gebrauch von „äußerste/n“ und der fünfmalige Einsatz des Superlativs gibt die Richtung vor, zur Einstimmung. Der beschriebene materielle Vorgang zielt auf die ihm innewohnende Idee. Sie ist poetologisch. Statt Persönlichem steht Bildhaft-Exemplarisches, statt Narration Philosophie oder doch Reflektion. Das jedenfalls ist intendiert. Das materielle Bild in seiner Auslegung korrespondiert mit der Erzählung *Der Gefesselte*¹⁵, deren Essenz sie vorwegnimmt.

25 Das zweite Kriterium, ranggleich mit dem ersten, hieß Entindividualisierung. Aus den Erkundungen eines Ich sollten Seins-Erkundungen gefiltert werden, das „Ich“ einem „Man“ weichen. Der Blick nach innen wird von außen geworfen, für den er Wert haben muss. Das Tagebuch dokumentiert die Anstrengung, der es bedurfte, diese Wende zu vollziehen. Der erste Eintrag unter dem 10. Oktober [1950] ist auch darin signifikant. Die Diaristin möchte, was ihrer Lektorin und Editorin erst glückt: einem Ich zu widerstehen, das

in Singularitätssuche verharnt und sich ihr im Wunsch, sie zu ergründen, unterwirft. „Kann man vorhaben zu lieben?“ (Aichinger 1950, 10. Oktober) – so lautet der erste Satz im Tagebuch. Programmatisch ist der Habitus des Fragens und programmatisch das „man“. Gültig ist die Antwort nur, gilt sie für dieses „man“.

- 26 Aber die ihr Tagebuch durchmustert, sieht mit Argusaugen auf seine Beschaffenheit und lässt gelten nur, wo der Gestus des Äußersten Maß ist: „Wie soll ich denn die Trauer nicht halten wollen, wenn ich mich in nichts anderem mehr finden kann als in ihr?“ (Aichinger 1951: 45) Für diesen Gestus darf nachgebessert werden.¹⁶ Das Zeitalter, in dem ein „Ich“ das Diarium personifizierte, ist vergangen, seine Folgen indes sind lebendig. Gleich am Anfang thematisierte das neue Tagebuch diese Spannung, das „Ich“ blieb ihr dabei unerlässlich. „Ich könnte es ja längst satt haben, etwas herzuschreiben, was sich noch, während ich schreibe, aufstellt und spiegelt. Ich bin in einen Spiegelladen gefallen“, so klagt die Schreibende: „Die Hölle muß ein Brennspeigel sein.“ Doch da dieses ihr Ich ausging, „um neue Provinzen zu erobern“, musste es „diese Spiegelungen in Kauf nehmen.“ (Aichinger 1950, 15. Oktober) Es war Instrument, Medium und Movens. Nötig beim Eintrag, unnötig für dessen Extrakt. Die „Aufzeichnungen“ sind der Extrakt und überflüssig nun das „Ich“. Die Redaktorin tilgt es. Sich von ihm zu trennen, fällt leicht, weiß sie sich doch längst von ihm getrennt. Sie ist mit jenem „Ich“ noch verwandt, aber die Verwandtschaft bröseln.

Ich bin verlockt, diese Seite auszureissen, wie ich es als Kind immer getan habe, wenn ich ein neues Heft begann und die Feder geronnen hat. Manchmal habe ich es damit so weit getrieben, dass ich zuletzt die leeren Deckel in der Hand hielt. Das ist das Ende aus einem Heft, das nichts als leere erste Seiten hat. Und soweit bin ich heute. Ich will ein neues Heft beginnen! (Aichinger 1950, 10. Oktober)¹⁷

- 27 „Man“ braucht die ‚Verwandte‘ (das Ich also), die das Kindlich-Kindische überlebte, doch wird sie lästig nach Gebrauch und zur Last. Das jetzt erreichte Reflexionsniveau, aus dem die „Aufzeichnungen“ gefällt werden, reibt sich am einstigen Tagebucheintrag, produktiv. Das Trenn- und Tilgungsverfahren, dessen es sich bedient, löscht nicht, sondern erlöst aus dem Vorgehenden den eingeschmolzenen Gedanken. Dafür werden die Tagesdaten ausgewischt, und der Weg zum Gedanken unsichtbar. Die Intervalle der Einträge¹⁸ – anfangs noch gering, dann zunehmend größer, dabei ohne System oder Regel – sind für dieses Filtern bedeutungslos. Das Herausgelöste ist die Essenz, die die Mixtur der Lösung, der sie entstammt, verschweigt. Die gedruckten Jahressentenzen sind nicht Losungen, den Tag im stärkenden Wort zu bestehen, wie es Nikolaus von Zinzendorfs mit seinen *Herrnhutern Tagesparolen* praktizierte, sondern Wortzeugnisse eines überstandenen Jahres. Wie folgenreich Aichingers poetisch-philosophisches Transferverfahren vom Jahres-Tagebuch in die „Aufzeichnungen“ ist, lässt sich für das Jahr 1972 demonstrieren. Dort steht eine einzige Wortgruppe: „Die Gleichgültigkeit einüben.“ (1951. In: Aichinger 1991: 80). Sie ist gedeutet worden als ein zunehmendes Stummwerden und vor allem als Reaktion auf den Tod von Aichingers Ehemann, Günter Eich. Doch der Tagebucheintrag (ohne bestimmten Artikel, also nur „Gleichgültigkeit“) steht unter dem 8. Juni 1972 – und ist der letzte Eintrag des Jahres. Eich starb am 20. Dezember 1972.
- 28 Ein letztes Belegstück genügt, um vorzuführen, wie entschlossen Aichinger Diarien-Notat und Drucktext auseinandertrieb. Oder anders formuliert: wie entschieden sie den diaristischen Anker lichtete, um ‚richtige‘, ihr wichtige Sätze in einen neuen Bestimmungsgrund zu senken. Im vierten Heft der *Neuen Rundschau* 1986 veröffentlichte sie *Tagebuchaufzeichnungen 1965–1985*. Der Druck umfasst drei Seiten. Er besteht aus Sätzen und Wortgruppen, die Abstände zwischen diesen Teilen sind ungleich, Reduktion dominiert, Klarheit ohne Erklärendes. Augenfällig ist die Gattungsbezeichnung – „Tagebuchaufzeichnungen“ – und unübersehbar die Neigung zur Pointe („Alles, woran man glaubt,

beginnt zu existieren“, „Den Ankünften nicht glauben wahr sind die Abschiede“ oder „Schreiben ist sterben lernen“, Aichinger 1986: 5–6). Die Sätze sind hintereinander abgedruckt, keine Jahreszahl ist beigelegt. „Die Gleichgültigkeit einüben“ etwa ist am Anfang des zweiten Textdrittels angesiedelt. Damit ist das Kelterverfahren im Tagebuch-Bezug aufs Äußerste radikalisiert. Jede mutmaßende Rückkopplung auf Lebensgeschichtliches wird unterbunden, ja desavouiert. Keine Brücke ins Persönliche ist zu schlagen, der Verweis aufs Tagebuch hermetisch eingekapselt im Titel des Beitrags. (Im Buchdruck der *Aufzeichnungen* steht unter „Quellennachweise“ der Vermerk: „Zum Teil veröffentlicht unter dem Titel ‚Tagebuchaufzeichnungen 1965–1985‘“. (1985: Aichinger (1991): [108].) Die Wiedereinsetzung der Jahreszahlen führt die Aufzeichnungen nicht zurück in den Tagebuch-Kontext, sondern chronologisiert den vollzogenen Denk- und Schreibprozess.

- 29 Von hier öffnete sich endgültig das Fenster zu jenem Bild der verstummenden Schriftstellerin Ilse Aichinger, deren Leben zur Legende wurde, eingehüllt in „Schweigen“¹⁹.

5

- 30 Von hier aus lassen sich zwei Linien ziehen: Die erste Linie führt noch einmal in den Nachlass Aichingers im Deutschen Literaturarchiv. Die zweite leitet zu dem über, was unverrückbar als Spätwerk der Autorin zu bezeichnen ist. Während die erste Linie auf Dokumente verweist, die nicht für den Druck und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren (und sind), ist die zweite auf öffentlichem Grund gezeichnet. Gemeint sind auf der einen Seite die Kalendarien im Nachlass, also jene Dokumentsorte, die in konzeptioneller Nachbarschaft zum Tagebuch angesiedelt ist. Auf der anderen Seite sind jene Texte gemeint, mit denen Aichinger in den Augen von Puristen wie Peter Handke zur Journalistin wurde: Feuilletons, die erst im *Standard*, später in der *Presse* erschienen. Datiert ungedruckt die einen, datiert gedruckt die anderen. Notierungen aus dem Alltäglichen auf der einen, autobiographische Notate auf der anderen Seite – niedergeschrieben unter einem Datum und im Diktat des Tages. Beide Linien, so konträr und entgegengesetzt ihre Beschaffenheit, sind so verbunden mit dem in Rede stehenden Gegenstand.²⁰ An dieser Stelle muss es genügen, sich auf die erste Linie zu beschränken und es bei der zweiten bei einigen wenigen Bemerkungen zu belassen.
- 31 Im Nachlass sind Kalendarien Aichingers aus mehreren Jahrzehnten aufbewahrt. Ihre Funktion ist auf den ersten Blick eindeutig, wenngleich von Ausnahmen begleitet.²¹ Die Gattung bestimmt ihn. Über weite Strecken unterscheiden sich diese Dokumente in nichts von üblichen Taschenkalendern und deren Nutzungspraxis: Festgehalten wurden Verabredungen, Besuche, Besorgungen, Posteingang bzw. versandte Post, Telefonate, Lektüre, Arbeiten und Befinden etc. Die Bestimmung der Kalender war ihr Gebrauch. Der hat reichlich Spuren hinterlassen: fleckige Seiten, umgeknickte Blätter, Verschmutzungen aller Art. Die Notizen hatten einen Adressaten: die eigene Person, niemanden sonst. Nichts bedurfte Erklärung. Die notierte, wusste Bescheid. Dass sie diese Kalendarien aufhob, lag in der Natur der Sache, kein Anlass also zum Verwundern. Nachlassgedanken waren wohl kaum im Spiel. Eine verlässliche Informationsquelle (über Treffen, Arbeitsabläufe u. ä.) hatte ihren Gegenwartswert. Die Mixtur der Einträge scherte sich um keine Gewichtung, das System der Verschlagwortung des gelebten Alltags gab sich unsystematisch. Aichinger probierte ab und an ordnende Verfahren, etwa im Kalender von 1966, in dem sie mit unterschiedlichen Farbstiften arbeitet,²² oder dem von 1970 (*Wochen/Vormerkkalender* 1970) mit einem dreispaltigen Aufteilen der vorgedruckten Seiten: links – eingenommene Medikamente, Mitte – Tagesnotizen in Vor- oder Rückschau, rechts – Hinweis auf Briefe, geführte Telefonate, den Arbeitsstand. Solche Ordnungen beim

Notieren wieder fallen zu lassen, fiel Aichinger nicht schwer. So verzichtete sie etwa 1977 fast gänzlich auf autobiographische Notizen und beschränkte sich ausschließlich auf zwei Spalten (links – Medikamenten-Einnahme, rechts – Arbeitshinweis, z. T. mit Angabe der Dauer). 1978 änderte sich das wieder abrupt. In dem „Vormerk-Kalender '78 Hypobank Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank“ kappte die Notierende die Liste eingenommener Medikamente und nutzte den gewonnenen Raum – selbst für Alltägliches wie Mittagsschlaf oder einen Fernsehbericht über den Besuch der Queen in Deutschland (22. Mai 1978). Gut verlaufene, angstfreie Tage wurden notiert (4. Januar 1978), aber auch ein „eher schwieriger Tag“ (6. Januar 1979) oder einer, von dem nichts blieb als „wenig Erinnerung“ (6. u. 10. Januar 1979). Die Notierende hielt den Tageswert fest, nicht was zu ihm führte. Warum der 10. Januar 1979 ein „ziemlich elender Tag“ war, blieb ihr Geheimnis und schloss Konkretisierung aus. Der Kalender überliefert die „Auseinandersetzung“, nicht ihren Gegenstand (14. Januar 1979). Die Tagesnote genügte. Dass sie Außenstehenden und Nachwelt wertlos sein musste, war/ist deren Problem, nicht das Aichingers. Als faktischen Report klammerte sie Persönlichstes aus. Eine Bemerkung wie die unter dem 5. August 1970 anlässlich eines Besuches von Heinz Schafroth „(Gü²³ & Schafr. Begeisterung) Wenn ich nur jetzt diese Begeisterung teilen könnt – für mich.“ sind Ausnahme, beinahe absolute. Es scheint, als halte die Notierende schon Äußerungen wie diese für indiskret.²⁴

- 32 Für die angesprochene Nachwelt aufschlussreich sind die Fakten. Ihren Besuch auf der Frankfurter Buchmesse dokumentierte Aichinger unter dem 20. Oktober 1978 nahezu akribisch: Orte, Personen, Verweildauer, Lesung und Gelesenes bis hin zu Einkäufen zwischendurch und den benutzten öffentlichen Verkehrsmitteln sind aufgelistet. Vor allem die Kategorie „Lesung“ besitzt hohen Wert. In Frankfurt las Aichinger zuerst aus *Schlechte Wörter*, dann einige Gedichte, darauf *Meine Sprache und ich*, um endlich mit weiteren Gedichten zu schließen. Die Wichtigkeit der Rubrik spiegelt der gesonderte Platz, den ihr Aichinger einräumte (links neben den anderen Einträgen). Alltägliches beglaubigte den Tag und verlängerte ein Empfinden, das ihm eignete. Dieser Wert war vergänglich und unübertragbar. Alle Arbeitsnotizen indes überdauern und sind wertvoll. Nur einen Beleg für viele: Der 1979er Kalender hielt sorgfältig fest, an welchen Tagen und mit welchen Erfolgen sich Aichinger ihrem Text über Adalbert Stifter widmete, der dann am 8. Juni 1979 in der *Zeit* veröffentlicht wurde. Am 11. März 1979 taucht zum ersten Mal „Stifter gelesen“ auf, der 15. März 1979 vermerkt „Anfang Stifter“, zwischen dem 19. und 24. März 1979 gibt es „vergebl. Versuche Stifter“, am 5. April 1979 „Mu [Aichingers Mutter Bertha Aichinger, die bei ihr lebte – R. B.] Stifter vorgelesen, Schluß gut, sonst entmutigt (mit Recht)“, der 11. Mai 1979 vermerkt die Abschrift des Stifter-Textes am Nachmittag (vgl. Aichinger 1979).
- 33 Die zweite Linie, noch einmal, führt in Aichingers Spätwerk. Es liegt vor in drei Bänden (Aichinger 2001; Aichinger 2005; Aichinger 2006) und einer Reihe nur in der Presse veröffentlichten Texten²⁵. Ihre Eigenart gründet in der unmittelbaren, die Niederschrift sogar durch Terminsetzung erzwungene Tagesbezogenheit. „Deadline“ nennt das ein verkommener Jargon. Aichinger nahm das wörtlich, eine Todeslinie zieht sich durch diese Journaltexte. Es ist die Linie der Toten, die für Aichinger Maß im Schreiben sind und Lebensgrund (vgl. zu diesem Komplex: Berbig 2017). Sie verbindet die Gegenwart eines Tages mit der Vergangenheit des Jahrhunderts und die Gedankenlosigkeit des Jetzt mit dem Gedenken an einst. Autobiographisches schlägt sich nieder und durch auf einen Ewigkeitsaugenblick des Schreibens, der sich auf den Tag genau bestimmt. Das diaristische Prinzip ist nicht nur virulent, es ist textprägend. Eine Aufzeichnung aus dem Nachlass spiegelt dieses Prinzip und bildet die Urform der späteren Journaltexte.

Datiert ist sie auf den 20. März 1996. Sie spiegelt alle Umstände, die sie erforderten, den konkreten Tagesgrund – die Verleihung des Österreichischen Staatspreises an Aichinger – und den Abgrund, der sich unter ihr öffnete:

20. März 1996.

Heute ist der Tag, an dem ich mich schon wieder nicht von mir verabschiede (das war vorauszusehen), sondern wie gewöhnlich im Café Imperial Kaffee und Orangensaft trinke, nachmittag aber heute nicht ins Kino gehe, sondern in den Quartiersaal des Ministeriums, um einen Preis entgegenzunehmen, den mir niemand geben wollte [...]. Morgen werde ich – so hoffe ich inständig [–] keinen Kaffee und keinen Orangensaft mehr [zu mir nehmen], sondern, wenn es mir gelingt, die abgezählten Tabletten mit einem großen Cognak oder zweien [zu] nehmen, endlich meine Großmutter nicht wiedersehen, aber doch den Tod mit ihr teilen, auch das Sterben. (Zit. nach Berbig 2011: 53)

- 34 Wie zu Beginn des Tagebuchschriftens in den dreißiger Jahren wird eine zugemutete Lebensrechnung quittiert, diaristisch, und wie damals erweist sich diese Quittung als eine Abrechnung. Das Logbuch, in dem sie verzeichnet ist, gleicht einem Tagebuchblatt. Doch hoffte die junge Frau am 21. März 1943 „einen Rahmen um alle Dinge“ im Schreiben zu finden, „ein Fenster, von dem aus man schauen kann“, entlässt sich die alt Gewordene am 20. März 1996 in die Dunkelheit eines Kinosaals: „Ich mache den Ermordeten ihr Verschwinden nur stümperhaft nach: ich gehe ins Kino. Dort könnte sich eine brauchbare Chronologie entdecken lassen: für das nächste Journal.“ (Aichinger 2001b: 71)

Literaturverzeichnis

- Aichinger, Ilse (2010): Tagebuch. Eintrag: 22. Dezember 1938, in: Roland Berbig: „Kind–sein gewesen sei“. Ilse Aichingers frühes Tagebuch (1938 bis 1941), in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 9, S. 15–31.
- Aichinger, Ilse (2007): 18. Feber, in: Dies.: Aus dem Tagebuch 1945, in: Text+Kritik. Heft 175: Ilse Aichinger. Göttingen: Boorberg, S. 15–18.
- Aichinger, Ilse (2006): Subtexte. Wien: Edition Korrespondenzen.
- Aichinger, Ilse (2005): Unglaubliche Reisen, hg. v. Simone Fässler/Franz Hammerbacher. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Aichinger, Ilse (2001a): Film und Verhängnis. Blitzlichter auf ein Leben. Frankfurt a.M.: S. Fischer [2003 in Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch].
- Aichinger, Ilse (2001b): Vorbemerkung zum „Journal des Verschwindens“, in: Dies. (2001a): S. 65–71.
- Aichinger, Ilse (1995 [1944]): Der Kai, in: Vorfreude Wien. Literarische Warnungen 1945–1945. Hg. v. Richard Reichensperger. Frankfurt a.M.: S. Fischer, S. 270–271.
- Aichinger, Ilse (1991a): Kleist, Moos, Fasane, in: Dies.: Werke. Taschenbuchausgabe in acht Bänden. Hg. v. Richard Reichensperger. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Aichinger, Ilse (1991b): Aufzeichnungen 1950–1985, in: Dies.: Kleist, Moos, Fasane. Werke. Taschenbuchausgabe in acht Bänden. Hg. v. Richard Reichensperger. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, S. 43.
- Aichinger, Ilse (1987): Hilfsstelle, in: Dies.: Kleist Moos Fasane. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Aichinger, Ilse (1986): Tagebuchaufzeichnungen 1965–1985, in: Neue Rundschau 97, Heft 4, S. [5] u. 6.
- Aichinger, Ilse (1979): Kalender 1979. Aichinger. Aichinger, Ilse: Verschiedenes. Autobiographisches. DLA Marbach.
- Aichinger, Ilse (1972): Kalender 1972. Aichinger. Aichinger, Ilse: Verschiedenes. Autobiographisches. DLA Marbach.
- Aichinger, Ilse (1970): Kalender 1970. Aichinger. Aichinger, Ilse: Verschiedenes. Autobiographisches. DLA Marbach.
- Aichinger, Ilse (1966): Kalender 1966. Aichinger. Aichinger, Ilse: Verschiedenes. Autobiographisches. DLA Marbach.
- Aichinger, Ilse (1964): Kalender 1964. Aichinger. Aichinger, Ilse: Verschiedenes. Autobiographisches. Kalender. DLA Marbach.
- Aichinger, Ilse (1951): Tagebuch 1950–1985. [1951]. Aichinger. Aichinger, Ilse. Verschiedenes. Autobiographisches. Tagebuch, in: DLA, Marbach.



- Aichinger, Ilse (1950): Tagebuch 1950–1985. Aichinger. Aichinger, Ilse. Verschiedenes. Autobiographisches. Tagebuch [ab 10. Oktober 1950], in: DLA, Marbach.
- Aichinger, Ilse (1945): A: Aichinger, Ilse. Verschiedenes, Autobiographisches. Tagebuchblätter 1943/44. Tagebuch 1944/45, 1950, in: DLA Marbach.
- Aichinger, Ilse (1944): Tagebuchblatt „28. April 1944“, in: Simone Fässler (2011): Von Wien her, auf Wien hin. Ilse Aichingers „Geographie der eigenen Existenz“. Köln/Weimar: Böhlau, S. 70–71.
- Aichinger, Ilse (1938): Tagebuch 1938–41. Aichinger. Aichinger, Ilse. Verschiedenes, Autobiographisches. Tagebuch, in: DLA, Marbach [unsigniert].
- Berbig, Roland (2017): „Auf der höflichen Wanderung den von Gräbern durchsetzten Hügeln entgegen“. Tod und Tote in Ilse Aichingers Werk, in: Ders./Richard Faber/Christof Müller-Busch (Hg.): Krankheit, Sterben und Tod im Leben und Schreiben europäischer Schriftsteller. Würzburg: Königshausen & Neumann. Band 2: Das 20. und 21. Jahrhundert, S. 109–132.
- Berbig, Roland (2011): „20. März 1996“. Ilse Aichingers unveröffentlichter Initialtext zum Spätwerk, in: Christine Ivanovic/Sugi Shindo (Hg.): Absprung zur Weiterbesinnung. Geschichte und Medien bei Ilse Aichinger. Mit der Erstveröffentlichung des Radio-Essays Georg Trakl von Ilse Aichinger aus dem Jahr 1957. Tübingen: Stauffenburg, S. 51–64.
- Berbig, Roland (2010): „Kind–sein gewesen sei“. Ilse Aichingers frühes Tagebuch (1938 bis 1941), in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 9. Hg. v. Roland Berbig und Hannah Markus. S. 15–31.
- Berbig, Roland/Markus, Hannah (2007): Vita Ilse Aichinger, in: Text+Kritik. Heft 175: Ilse Aichinger. Gastredaktion: Roland Berbig. Göttingen: Boorberg, S. 104–111.
- Goebbels, Josef (1995 [1945]): Tagebuch, Eintrag: 9. April 1945, in: Elke Fröhlich (Hg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil II: Diktate 1941–1945, Bd. 15 (Januar–April 1945). München: Saur.
- Groppe SJ, P. Lothar (1985): Licht in der Nacht. Der selbstlose helfende Einsatz vieler Unbekannter in der Kirche für Juden. Die Wiener Hilfsstelle, in: Theologisches. Beilage der Offerten-Zeitung für die katholische Geistlichkeit Deutschlands. Nr. 177, Januar 1985, Abensberg: Josef Kral, Sp. 6171–6181.
- Holm, Christiane (2008): Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen, in: Helmut Gold/Christiane Holm/Eva Bös/Tine Nowak (Hg.): @bsolut? privat! Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumstiftung Post und Telekommunikation. Berlin: Wachter, S. 10–50.
- Lettl, Josef (2005): Lichtblick in dunkler Zeit. Die Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken in Wien, in: Dialog 58, S. 10–33.
- Litzka, Traude (2010): Kirchliche Hilfe für verfolgte Juden und Jüdinnen im Raum Wien 1938–1945. Mit Schwerpunktsetzung auf die „Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken“. Wien: Universität [Diss.].
- Oesterle, Günter (2008): Die Intervalle des Tagebuchs – das Tagebuch als Intervall, in: Helmut Gold/Christiane Holm/Eva Bös/Tine Nowak (Hg.): @bsolut? privat! Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumstiftung Post und Telekommunikation. Berlin: Wachter, S. 100–103.
- o. N.: Wien im Rückblick – Kalendarium „Wien 1945“: Februar 1945. URL: <https://www.wien.gv.at/rk/historisch/1945/februar.html> [5. September 2017].
- Reichensperger, Richard (1991): Die Bergung der Opfer in der Sprache. Über Ilse Aichinger – Leben und Werk. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, S. 5–24.
- Schönborn, Sibylle (2007): Tagebuch, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft (Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte). Hg. v. Jan-Dirk Müller und Georg Braungart. Bd. III. Berlin/New York: de Gruyter, S. 574–577.
- Tarvas, Mari (2007): Die Widersprüche der Gattung: Tagebuch, in: Interlitteraria 12, H. 12, S. 251–267.

Anmerkungen

- 1 Gleiches galt auch für ihre Briefschaften und für alle von ihr für den Druck nicht freigegebenen literarischen Texte.
- 2 Unter dieses Schlagwort stellte Reichskanzler Adolf Hitler am 15. März 1938 seine Rede auf dem Wiener Heldenplatz.
- 3 Der Eintrag ist undatiert und überschrieben mit „Ich“.
- 4 Unter den einliegenden Blättern befindet sich zwei Tagebuchblätter, datiert auf den 21. März und 20. September 1953.
- 5 Alarm, Angriff, Bomben, Brotmarken – diese Wörter durchziehen das Tagebuch und sind selbstverständlich. Sie müssen nicht erklärt werden und werden nicht als Phänomen beschrieben, als seien sie dessen unwürdig.
- 6 Vor allem im Eintrag vom 25. Januar 1945 (vgl. Aichinger 1945).
- 7 Zur Hilfsstelle vgl. die Dissertationsschrift von Traude Litzka (Litzka 2010), Groppe 1985 und Lettl 2005.
- 8 Der Text ist vermutlich Mitte der sechziger Jahre entstanden.



- 9 Das Chargieren mit variierenden Schreibweisen, oft von Absatz zu Absatz innerhalb eines Eintrags, ist frappierend. Ebenso fallen Züge von Mimikry auf, ein Verfahren, das in Aichingers Schreiben bisher gänzlich unbeachtet blieb. Auf beides kann hier leider nur hingewiesen, nicht genauer eingegangen werden.
- 10 <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/chronicles.html.de?page=1> [6. September 2017].
- 11 Dieses Gefühl während der Verfolgungsjahre zwischen 1938 und 1945, gegründet auf Selbst-Sinn und Wertungsgewissheit, hat Aichinger bis zu ihrem Tod wiederholt ausgesprochen, allen Irritationen zum Trotz und unbeirrt.
- 12 Der Text entstand 1994.
- 13 Als die Ausgabe entstand, hatte Aichinger ihren Vorlass noch nicht an das Deutsche Literaturarchiv nach Marbach verkauft. Erst mit Aufnahme und Zugängerschließung war diese gelegte Spur weiter zu verfolgen.
- 14 Der Tag steht ohne Jahresangabe, 1950 ist aber aus dem Kontext eindeutig zu ermitteln.
- 15 Die Erzählung *Der Gefesselte*, in der die Fesselung beim Gefesselten vergleichbar dem gelöteten Band Metall wirkt, entstand – nach einer chronologischen Liste Aichingers – 1951. *Die Neue Rundschau* druckte sie in 62 (1951), Heft 2, S. 98–109.
- 16 Ursprünglich lautete der Satz nämlich: „Wie soll ich denn die Trauer nicht halten wollen, wenn ich mich in nichts anderem mehr *ehrlich* finden kann als in ihr?“ (Aichinger 1951b: 14. April). Souverän ist auch der Umgang der Redaktorin mit der Reihenfolge, die sie, wo es ihr angemessen erscheint, ändert (vgl. auch hier das Jahr 1951 im Tagebuch und in den „Aufzeichnungen“).
- 17 „Ich bin verlockt [...], wie [...] als Kind [...]“ manifestiert den Fort-Schritt. Die Tagebuchschreiberin empfand den Impuls, musste ihn notieren, aber ohne ihm nachzugeben.
- 18 Bei der Analyse von Tagebüchern beanspruchen die Eintragungsintervalle besondere Aufmerksamkeit. Sie stiften Aufschluss über Notierungsmodalitäten, geben Auskunft über den Notierungsrhythmus (oder dessen Fehlen) und präzisieren das Profil des jeweiligen Tagebuchs. Vgl. hierzu Oesterle 2008: 100–103.
- 19 Dieses Wort überlagert zahlreiche Studien und noch zahlreichere Zeitungsartikel zu Aichinger. Die Beschäftigung mit der Autorin lief Gefahr, sich in ihm zu verselbständigen und aufzulösen – zu verführerisch war es und zu bequem von ihm aus Parallelen aller Art (zur *Moderne*, zu Einzelautorinnen und -Autoren) zu ziehen.
- 20 An dieser Stelle kann nicht ausführlich auf diese beiden Linien eingegangen werden, eine Skizzierung muss für den Zweck genügen. Die Kalendarien sind im DLA Marbach vorerst grob aufgelistet. Der Verfasser hatte, dank der Genehmigung durch die Rechteinhaberin, Mirjam Eich, die Möglichkeit, diese Dokumente einzusehen und sich durch Stichproben über deren Charakter zu orientieren.
- 21 Eine Ausnahme bildet beispielsweise ein kleiner Kalender 1964, in dem Aichinger Zitate ihrer Kinder gesammelt hat (vgl. Aichinger 1964).
- 22 Am Anfang des Kalenders hat Aichinger die Legende für die Farben festgehalten: „Depr. violett / Med. Rot / Briefe Blau / Fotos Grün [...] / Ereignisse gelb / Ferien rosa“. Allerdings gelang es ihr nicht, dieses Vorhaben durchzuhalten (vgl. Aichinger 1966).
- 23 Gemeint ist Günter Eich (vgl. Aichinger 1970). DLA Marbach.
- 24 In Eichs schwerem letzten Lebensjahr 1972 brechen die Notierungen Mitte Juni weitestgehend ab. Sein Tod am 20. Dezember 1972 in einem Salzburger Krankenhaus ist nicht vermerkt (vgl. Aichinger 1972).
- 25 Deren systematische Auflistung und ein Abgleich zwischen Buch- und Presstext stehen noch aus. Überdies finden sich im Marbacher Nachlass weitere Niederschriften Aichingers aus dieser Zeit, die die bisher erfassten Dimensionen dieses Spätwerks zu erweitern und zu präzisieren vermögen.

Zusammenfassung

Siebzehn Jahre war Ilse Aichinger alt, 1938, als sie mit Tagesnotizen begann. Als ‚Halbjüdin‘ fixierte sie ihr Dasein in Wien, rettete die Orte, die die nationalsozialistische Macht besetzte, ins persönliche Wort – und erlebte das Kriegsende im diaristischen Raum der Schwedenbrücke, über die ihre Verwandten Jahre zuvor deportiert worden waren. Nach dem Krieg brach sie die Aufzeichnungen ab, um sie 1950 wieder aufzunehmen und in poetische wie poetologische Notate zu überführen. Seit den sechziger Jahren tauschte sie das Tagebuch gegen vorgedruckte Kalendarien, die, wechselhaft und inkonsequent geführt, endlich formelhaft den Rhythmus ihrer Tage und deren latente Not festhielten, individuell und typisiert in einem. Auch anhand ihnen wird wieder festzustellen sein: Einen Nenner, auf den Ilse Aichingers Schreiben zu stellen ist, existiert nicht.



Abstract

Ilse Aichinger's Diary Entries: There is no one denominator that will cover all of Ilse Aichinger's writing: According to Roland Berbig, this diagnosis can also be applied to the author's diary entries. She was seventeen when she began writing a diary in 1938. As a 'half Jewess', she pinned down her existence in Vienna, she rescued the places occupied by National Socialist power into individual work – and experienced the end of the war in the diaristic space of the Schwedenbrücke bridge, which her relatives had crossed some years earlier when they were deported. After the war she interrupted her entries and restarted in 1950, translating them into poetic as well as poetological notations. Since the 1960s, she exchanged the diary for pre-printed calendars; initially kept inconsistently, they finally recorded the rhythm of her days and their latent hardship in a formulaic, both individual and typified manner.

Schlagwörter: Ilse Aichinger, Aufzeichnungen, Diaristik, Nachlass

Keywords: Ilse Aichinger, notations, diaristics, literary estate

Autor/in

Roland Berbig

Humboldt-Universität zu Berlin

